**Zeitschrift:** NIKE-Bulletin
**Herausgeber:** Nationale Informationsstelle für Kulturgüter-Erhaltung
**Band:** 26 (2011)
**Heft:** 5

**Rubrik:** Aspekte

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 12.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Bauhütte Müstair – ein mittelalterliches Modell für die Zukunft

**Die mittelalterliche Bauhütte erscheint als zukunftsträchtiges Modell für die Restaurierung eines lebendigen Kulturgutes wie die Klosteranlage in Müstair. Die Klostergemeinschaft, die Stiftung Pro Kloster St. Johann in Müstair, der Archäologische Dienst und die Denkmalpflege des Kantons Graubünden arbeiten in einem Public Private Partnership eng zusammen. Nach siebenjähriger Erfahrung erweist sich das Modell als Erfolg für alle Beteiligten und unterstreicht die Richtigkeit dieses Ansatzes.**

*Die Dimensionen des Klosters waren schon bei der Gründung mit den heutigen vergleichbar, was auf den mächtigen Bauherrn, Karl den Grossen, schliessen lässt.*

Vor über 1200 Jahren als Symbol des fränkischen Machtanspruches erbaut, nach einer wechselvollen Geschichte im 19. Jahrhundert eher in Vergessenheit geraten, durch die Entdeckung des Freskenzyklus zunehmend ins Zentrum des kunsthistorischen Interesses gerückt, für das Frühmittelalter eine der wesentlichsten archäologischen Forschungsstätten und vor 28 Jahren als eine der ersten drei Unesco-Welterbestätten der Schweiz in die Liste des Erbes der Menschheit aufgenommen: Das Kloster St. Johann in Müstair. Und in der gesamten Zeit war das Kloster bewohnt, ursprünglich von Benediktinermönchen und seit dem 11. Jahrhundert von Benediktinerinnen. Ein lebendiges Kulturgut also. Und gerade dieses Spannungsfeld zwischen den Ansprüchen der Klosterfrauen und denjenigen einer Welterbestätte der Unesco ist die besondere Herausforderung an alle Verantwortlichen.

Mit der wachsenden Beachtung des Klosters ging auch eine starke Zunahme des Koordinationsaufwandes zwischen Archäologen, Architekten, Restauratoren, Wissenschaftlern und Geldgebern einher. Der Konvent war damit überfordert, sind die Nonnen doch primär ins Kloster eingetreten, um sich dem kontemplativen Leben zu widmen. Um in dieser Situation dem Konvent die notwendige Hilfe zukommen zu lassen, wurde am 16. Mai 1969 die Stiftung Pro Kloster St. Johann in Müstair gegründet. Sie gab sich den Zweck, «die Mittel für eine fachgerechte Restaurierung und zweckmässige Erneuerung der Klosteranlage» aufzubringen «und die Restaurierung und Erneuerung zu betreuen.» Diese Stiftungsurkunde ist ein sorgfältig und einfühlsam abgefasstes Dokument, welches das Nebeneinander der beiden Interessen respektiert. Klugerweise sind in allen Gremien Kirche und Stiftung vertreten. Sollte ausnahmsweise einmal keine Einigung erzielt werden, so entscheidet das Bischöfliche Ordinariat in Chur abschliessend.

Dennoch stellen sich immer wieder Fragen: Wer ist zuständig für die Kulturgüter-Erhaltung? Was ist die Rolle des Klosters, der Stiftung, der kantonalen und eidgenössischen Instanzen wie Amt für Kultur des Kantons Graubünden mit Denkmalpflege und Kantonsarchäologie, Bundesexperten, Bundesamt für Kultur? Auch fragte unlängst der frühere Bischof von Chur «Wer ist eigentlich Besitzer des Klosters?».

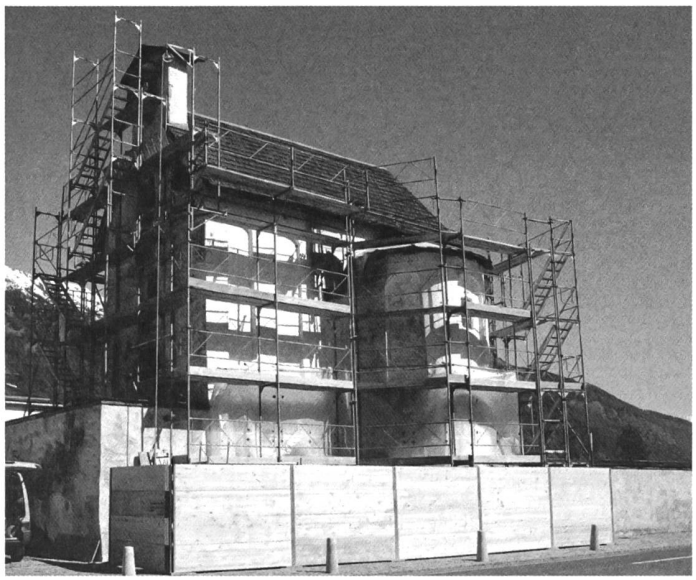
Die Zusammenarbeit war in der ersten Phase der Restaurierung relativ einfach. Das Kloster ist zwar zum kunsthistorischen Highlight geworden, aber in erster Linie bleibt es ein lebendiges Frauenkloster. Die Nonnen lebten unter äusserst

einfachen Bedingungen in einer sehr baufälligen Anlage. Trotz ihrer Bescheidenheit und dem zurückgezogenen Leben nach der Regel des Heiligen Benedikt haben sie Anrecht auf aktuellen Komfort und dienliche Wohn- und Lebensräume. Das Restaurierungsziel war deshalb primär die Verbesserung der Lebensbedingungen der Klosterfrauen. Zum klösterlichen Umfeld gehörten auch der Gästebetrieb, das touristische Angebot im alten Museum im Westtrakt sowie die Landwirtschaft, die auf Grund der neuen Landwirtschaftsgesetzgebung dem früheren Meisterknecht verpachtet werden musste.

Mit dem Restaurierungsfortschritt und insbesondere mit der Aufnahme ins Unesco-Welterbe nahm auch die Komplexität zu. Diese noble Auszeichnung bedeutet zwar Anerkennung, aber auch Verpflichtung.

Aus diesem Grund wurde im Februar 2004 von der Stiftung entschieden, alle Koordinations- und Leitungsfunktionen in einer Bauhütte zu konzentrieren und den Bauhüttenmeister als eigentlichen CEO für alle auf dem Platz Müstair anfallenden Aufgaben zu bestimmen. Er rapportiert der Geschäftsleitung – einem siebenköpfigen Ausschuss des Stiftungsrates – und zur Umsetzung der Beschlüsse des Stiftungsrates steht ihm eine Baukommission zu Seite. Mit der Bezeichnung Geschäftsleitung wird zum Ausdruck gebracht, dass es sich um eine Kleinunternehmung mit einem Jahresumsatz von jeweils rund 1,5 Millionen Franken handelt.

*Die neuesten Erkenntnisse beweisen, dass die Heiligkreuzkapelle mit ihren acht hintereinanderliegenden Malschichten im Obergeschoss, mit den einzigen bekannten karolingischen Aussenfresken und dem wohl ältesten bekannten noch Verwendung findenden Holzboden von 788 (Dendrodatum) auch zum Gründungsbestand der Klosteranlage gehört.*



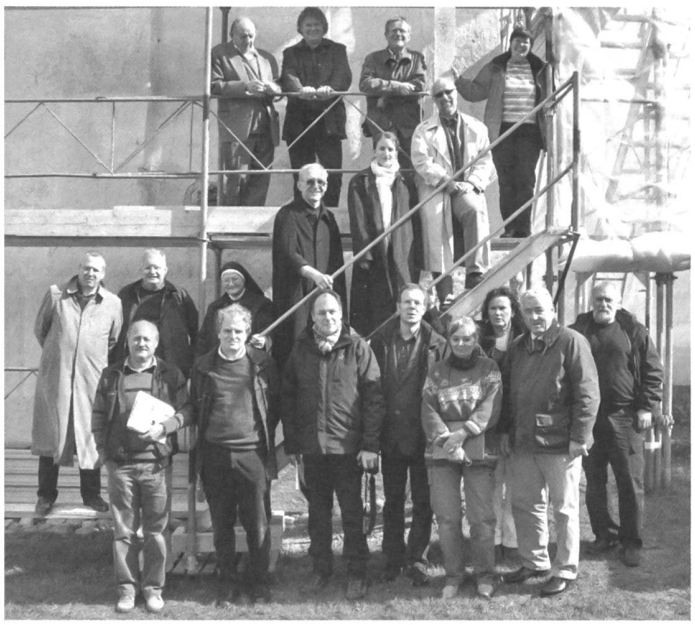
**Die Organisationsform Bauhütte**

Die mittelalterliche Organisationsform einer Bauhütte schien der Stiftung die richtige Antwort zu sein auf die Erfordernisse zwischen Kontinuität und Flexibilität. Keine andere Organisationsform ist so langfristig ausgelegt, kann die Bedürfnisse so breit abdecken und dennoch so flexibel auf wechselnde Anforderungen reagieren wie eine Bauhütte. Die Bauhütte Müstair dient als Koordinationsstelle, sie stimmt die verschiedenen Funktionen ab. Diese reichen von der Forschung, Dokumentation und Archivierung über die langfristige Planung, Baumanagement, Monitoring, Restaurierung, Baupflege und –unterhalt, Buchhaltung, Stiftungsmanagement bis zur Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit. Daran beteiligen sich verschiedene Institutionen: Im Zentrum steht die Klostergemeinschaft als Eigentümerin, Nutzerin und Betreiberin der Anlage. Die Herkulesaufgabe der Bau- und Restaurierungsarbeit wird im Wesentlichen von der Stiftung Pro Kloster St. Johann getragen mit den Subsidien der öffentlichen Hand. Die baubegleitende archäologische Forschung und Auswertung obliegen dem Archäologischen Dienst Graubünden, projektweise gestützt durch weitere Institutionen.

Die Funktionen werden von Personen erfüllt. Aber nicht alle geforderten Funktionen können durch attraktive Stellen abgedeckt werden. Dazu sind die Pensen zu klein, die Ressourcen zu gering und das Münstertal ein eher abgelegener Arbeitsort. Daher sind flexible und erfahrene Mitarbeiter gefragt. Diese stehen in unterschiedlichen Arbeitsverhältnissen bei verschiedenen Arbeitgebern. Es ist ein grosses Anliegen, ihren Einsatz nachhaltig zu gestalten, das heisst so zu terminieren, dass diese Kerngruppe mittelfristig eine voraussehbare Grundauslastung hat. Damit verfügt die Bauhütte über kompetente Fachkräfte, die den hohen Ansprüchen der Restaurierung zu genügen vermögen. Fehlende Kompetenzen werden selbstverständlich von aussen geholt. Das betrifft vor allem komplexe Planungsleistungen (Architekten, Fachplaner) und spezialisierte Fachkenntnisse (Restauratoren, Handwerker).

**Vorteile der Bauhütte**

Die Bauhütte hat für die Pflege des Kulturdenkmals erhebliche Vorteile. Mit der Bauhütte ist im Kloster ein fachlich versiertes Team vorhanden, das sich gemeinsam für das bauliche Erbe verantwortlich fühlt. Zurzeit besteht die Kerngruppe aus mindestens sechs, durchschnittlich acht Personen. Dieses relativ kleine Team tauscht sich regelmässig aus, bespricht die Arbeiten – auch in fachübergreifenden Bereichen –, die Termine, aber auch die Konzepte und die langfristige Planung. Weil sich jeder einbezogen fühlt, denkt jeder mit. Man weiss, wann und wo Kollegen beizuziehen sind, definiert gemeinsam die Verantwortlichkeiten und Schnittstellen und man erkennt schnell Lücken und Schwachpunkte im Konzept. In Müstair entwickelte



*Periodische wissenschaftliche Kolloquien sind entscheidend für die Festlegung der Vorgehensweisen bei komplexen Restaurierungsprojekten wie der Heiligkreuzkapelle.*

sich daraus ein *think tank*, der eine *unité de doctrine* und daraus mit der Zeit eine *best practice* entwickelte. Diese Schlagworte sind zwar in aller Munde, müssen aber in einer vertrauensvollen Umgebung mit einer sensiblen kommunikativen Führung umgesetzt werden. In die Gruppe werden alle integriert, die längerfristig an einem Projekt im Kloster mitarbeiten, seien sie Vollzeit oder Teilzeit angestellt, eingemietet oder freie Mitarbeiter. Schreiner und Maurer pflegen den gleichen schonenden Umgang mit der Bausubstanz. Sie wissen, wann sie den Bauforscher zur Dokumentation beiziehen müssen. Der Bauforscher erkennt Bau- und Konstruktionsdetails, die wieder in die Restaurierungspraxis der anderen Gewerbe einfliessen. Die Handwerker sind über die Gesamtheit der Restaurierungsziele im Bild und können ihre Vorschläge rechtzeitig überdenken und einbringen.

Ein entscheidender Vorteil ist, dass sich die verschiedenen Mitarbeiter im Team gegenseitig ergänzen und aushelfen. Der Maurer kann beim Ausbau eines Bodens genauso mithelfen wie beim Vermessungsgerüst des Bauforschers. Dieser ist orientiert, wo die Ersatzlampen fürs Museum zu finden sind. Weil die Bauforscherequipe lange Zeit das einzige permanent präsente Team darstellte, liefen Monitoringaufgaben wie Klimamessungen, Rissbeobachtungen, Nachführung von Inventaren (Inventare der Fundsammlung, des beweglichen Kulturgutes, der Wandmalereien, der Bilddokumente und Archivmaterialien) über die archäologischen Mitarbeiter.

Die Bauhütte garantiert Kontinuität, Planungs- und Ausführungssicherheit. Sie erlaubt, langfristige Strategien im Auge zu behalten und kontinuierlich umzusetzen. Die grosse Konstanz im Team ist ein weiterer entscheidender Vorteil. Sie ermöglichte die Umsetzung des Restaurierungskonzepts von 1984, das in den kommenden Jahren erfolgreich abgeschlossen werden soll. Das Monitoring und damit die Werterhaltung der restaurierten Teile ist eine weitere Langzeitaufgabe. Es braucht erfahrene Mitarbeiter vor Ort, um diese regelmässige Pflicht wahrzunehmen. So sind beispielsweise jährlich zugunsten der Bausubstanz und der Wandmalereien in der Kirche Schneeschutzmassnahmen zu treffen und im Frühjahr wieder abzubauen. Das Gebäude ist nie fertig restauriert. Wenn es aber kontinuierlich unterhalten und periodisch gepflegt wird, können schmerzliche Verluste und teure Gesamtrestaurierungen reduziert werden. Ein niederschwelliges Pflegeprogramm sowohl an bewitterten Holzskulpturen im Freien als auch an Fensterrahmen, an Verputzen und Dächern etc. beugt Schäden vor und hilft, wertvolle Bausubstanz über die Zeit zu retten. Einige Pflegekonzepte musste die Bauhütte zusammen mit Fachleuten selber entwickeln und ausprobieren (unter anderem Leinölanstriche, Schlämmen, Verputz- und Mörtelbodenrezepte). Über die Massnahmen wird Buch geführt, damit man aus Vor- und Nachteilen lernen kann. So wird der Schreiner zum Restaurator und Holzpflegefachmann oder der Maurer zum Verputzdoktor mit einzigartigen Spezialkenntnissen. Selbstverständlich brauchen solche Programme ein funktionierendes *backoffice*, bei uns Bauhütte genannt, welches auch für die Archivierung der Bauakten, die Fotodokumentation und die Plannachführung verantwortlich zeichnet.

*Ein regelmässiger Dialog ist Voraussetzung für ein verständnisvolles Nebeneinander von Konvent und Unesco-Welterbe.*

*Das Kloster ist gleichzeitig Lebensraum der Benediktinerinnen, Restaurierungsobjekt, archäologische Forschungsstätte und Unesco-Welterbe. Dank der Bauhütte können alle Ansprüche und Interessen koordiniert werden.*

**Erfahrung**

Die Bauhütte hat nun sieben Jahre Erfahrung gesammelt. Sie hat in dieser Zeit auf dem Bauplatz Müstair sehr viel erreicht und sich zu einem Vorzeigebetrieb für nachhaltige Gebäudepflege entwickelt. Die Koordination und Kooperation innerhalb des Bauhüttenteams spielt sehr gut. Diese Art von Konglomeratsbetrieb passt nicht ins Organigramm der perfekten Managementlehre. Das ist im Wesentlichen durch seine Kleinheit bedingt. Wichtig ist ein gutes Einvernehmen unter allen beteiligten Personen und Institutionen. Sie müssen sich über die langfristige Zielsetzung einig sein und spüren, wann und wo Abstimmungsbedarf herrscht. Die Bauhütte ist auch ein Musterbeispiel für ein Public Private Partnership. Die öffentliche Hand hat gelernt, dass mit diesem partnerschaftlichen Modell die besten Voraussetzungen geschaffen sind, um die komplexen Aufgaben im entlegenen Münstertal zu meistern. Angesichts der reduzierten Subventionsleistungen des Bundes können mit diesem Modell nicht zuletzt die grossen, für die Restaurierung notwendigen finanziellen Mittel von privater Seite beschafft werden. Vielleicht sind einige bisher mündlich und durch Handschlag getroffene Vereinbarungen durch Leistungsvereinbarungen zu ersetzen und der regelmässige Austausch auf institutioneller Ebene zu vertiefen. Das Bauhüttenmodell hat sich bewährt.

Ein wichtiges Anliegen wird die grössere Anbindung an Lehre und Forschung sein. Nachdem sich die ETH Zürich vor einigen Jahren von dieser Aufgabe verabschiedet hat, laufen nun Bestrebungen einer engen Zusammenarbeit mit der Universität Bern, Fachhochschulen und weiteren Ausbildungsstätten für Fachkräfte der Restaurierung und Archäologie. Es ist unbedingt notwendig, das erworbene Know-how an eine junge Generation von Archäologen, Restauratoren und spezialisierten Fachkräften weiter zu geben.

**Fazit**

Die Bauhütte Müstair ist ein Team von Fachpersonen, alimentiert von verschiedenen Institutionen, die sich gemeinsam der gestellten Aufgaben annehmen. Die Bauhütte mit dem Bauhüttenmeister an der Spitze ist verantwortlich für die Koordination der vielfältigen Aufgaben. Das Bauwesen im Kloster steht im Vordergrund. Die Erfahrung zeigt, dass die Kontrolle und niederschwellige Gebäudepflege nicht teuer und hochtechnisiert sein müssen. Nur die Einfachheit bietet Gewähr für eine langfristige Sicherung. Regelmässigkeit und Kontinuität garantieren das beste Monitoring. Die Dokumentation sichert die Ergebnisse und äufnet den Kenntnisgewinn. Aber am wichtigsten von allem ist die Kontinuität eines Kernteams. Nur dieses gewährleistet die nachhaltige und langfristige Sicherung des Unesco-Welterbes und diese ist und bleibt eine Verbundaufgabe zwischen Kloster, Stiftung und öffentlicher Hand.

*Walter Anderau, Präsident Stiftung Pro Kloster St. Johann in Müstair*

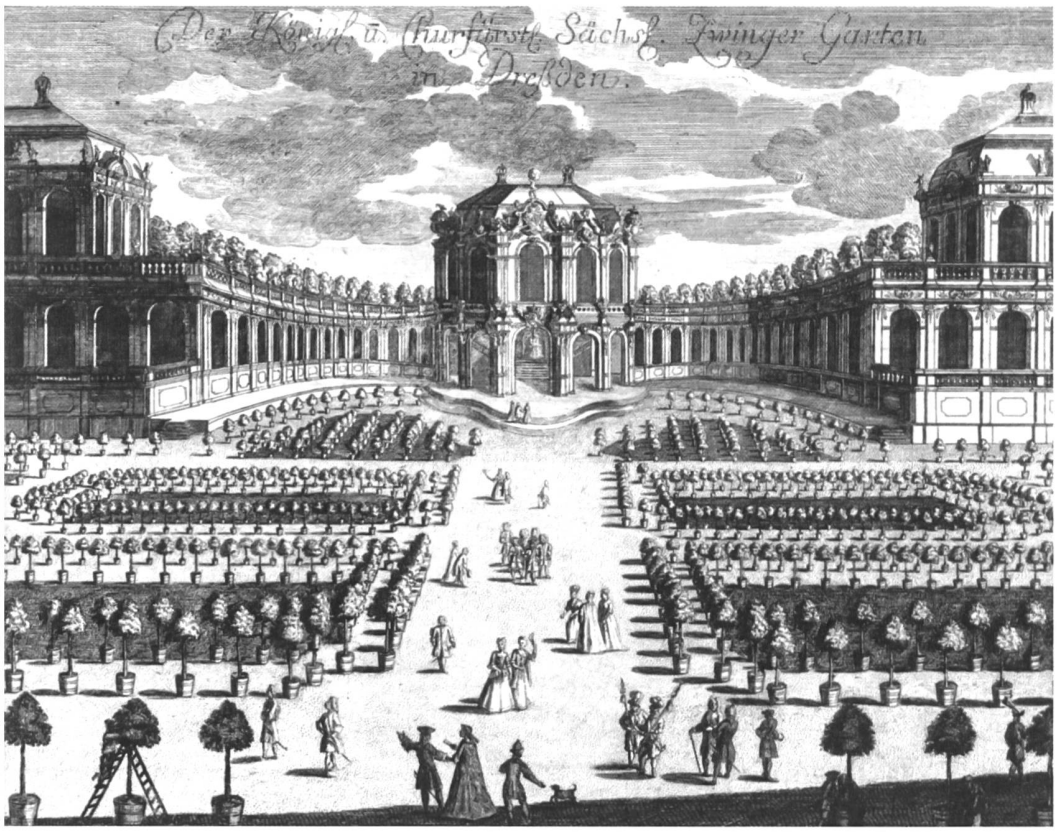
**Weitere Informationen:**

Jürg Goll, Matthias Exner, Susanne Hirsch. Müstair. Die mittelalterlichen Wandmalereien in der Klosterkirche. Zürich, Unesco Welterbe, 2007.

Jürg Goll. Archäologischer Dienst Graubünden, Denkmalpflege Graubünden. Jahresberichte (jährlich). – siehe auch: http://www.archaeologie.gr.ch/Publikationen.35.0.html

**www.muestair.ch**

# Importierte Prachtentfaltung – Die Orangerienlandschaft der Schweiz in drei Beispielen




*Zwingergarten in Dresden, Kupferstich von Gabriel Bodenehr, vor 1758.*

**«Wissen Sie denn nicht, dass es sich mit den Orangen wie mit dem Porzellan verhält, wen einmal diese Leidenschaft gepackt hat, der kann von beidem niemals mehr genug bekommen». Ganz eindrücklich beweist diese Aussage von August dem Starken (1670–1733), dass es sich damals (1726) mit den Orangen verhielt wie heute mit teuren Sportwagen: Sie waren Statussymbole und wer es sich leisten konnte, hatte eine ganze Sammlung davon ...**

Während Orangen in der heutigen Zeit bei jedem Detailhändler um die Ecke ganzjährig angeboten werden, so waren diese, wie auch die anderen Zitrusgewächse, bis ins 19. Jahrhundert nördlich der Alpen nur selten anzutreffen. Wer sich eine ganze Sammlung solcher Pflanzen leisten konnte, gehörte zu den einflussreichsten und vor allem reichsten Zeitgenossen. August der Starke war einer davon. Das Sammelfieber, welches ab 1720 ganz Europa erfasste, war bei ihm schon früh ausgebrochen und hatte zur Folge, dass die Orangerie in Dresden (Zwinger) zu ihren besten Zeiten über 1100 Orangen- und Zitrusgewächse beherbergte.

Zitrusfrüchte wurden um das Jahr 300 v. Chr. über Handelsbeziehungen von Asien nach Südeuropa eingeführt. Um das Jahr 1000 gibt es erste Berichte von kultivierten Zitrusgewächsen auf Sizilien. Im 16. Jahrhundert konnten schliesslich die ersten Gewächse auch nördlich der Alpen angepflanzt werden. Der Anbau von Zitruspflanzen in unseren Breitengraden wird durch mehrere Faktoren erheblich erschwert. Erstens mussten die empfindlichen Pflanzen auf langwierigen und mühsamen Wegen an ihren Bestimmungsort transportiert werden, wobei viele zugrunde gingen. Zweitens müssen die Pflanzen im Winter vor Frost geschützt werden. Und drittens erfordern Zitrusgewächse eine zeitintensive Pflege durch ein qualifiziertes Personal. Diese Umstände führten dazu, dass es sich nur sehr finanzkräftige Familien überhaupt leisten konnten, solche Gewächse ihr Eigen zu nennen. In der ersten Zeit wurde viel experimentiert und optimiert. So wurden die Bäume zuerst fest in den Boden eingepflanzt und in der kalten Jahreszeit ein temporärer Bau darum herum erstellt. Der hohe Aufwand des Auf- und Abbaus führte aber bald dazu, dass die Pflanzen in portable Kübel gesetzt wurden und im Winter in extra gebauten Orangerien ihren Platz fanden. In der warmen Zeit konnte das Gebäude praktischerweise als Garten- oder Festsaal verwendet werden. Die Pflanzen wurden auf dem Orangerieparterre im Barockgarten zur Schau gestellt.

Neben diesen technischen Voraussetzungen war vor allem im 17. und 18. Jahrhundert die Verknüpfung mit der Mythologie besonders wichtig. Den antiken Heldenmythos des Herkules nahmen viele absolutistische Herrscher als Legitimation ihrer Macht. Eine Prüfung, welche Herkules bestehen muss, ist, die goldenen Äpfel der Hesperiden zu stehlen. Diese Früchte, die Herkules durch eine List erlangt, werden schon in der Antike als Zitronatzitronen identifiziert. Der Sammler von Zitrusgewächsen stellte sich damit

auf die gleiche Ebene mit einem Halbgott. Die Orangerie war ein Zeichen von Macht und Stärke und gehörte in dieser Zeit zum Selbstverständnis eines Herrschers. Vom Kaiser bis zum einfachen Grafen gehörte ein prächtiger Garten mit fremden Gewächsen zum Standard der herrschaftlichen Repräsentation. Nicht selten spielte dabei die Orangerie eine zentrale Rolle.

Bereits im 18., aber vor allem im 19. Jahrhundert, gesellten sich zu den Adeligen Herrschaften auch Kaufleute und Bankiers als Orangeriebesitzer. Vermehrt wurden weitere exotische Pflanzen kultiviert, welche einen ständig temperierten Bau, ein Gewächshaus, benötigten.

Während sich die europäischen Herrschaftshäuser in Sammlungsgrösse und Prachtentfaltung der Orangerien zu überbieten suchten, sah die Situation in der Schweiz etwas anders aus. Auch hierzulande wurden bereits im 15. Jahrhundert einzelne Früchte beispielsweise via die Alpentäler in Graubünden aus Italien importiert. Jedoch erst im 17., mit Bestimmtheit aber im 18. Jahrhundert wurden erste Orangerien gebaut. Durch die Einflüsse der Nachbarländer Frankreich, Deutschland und Italien gibt es keine spezifisch schweizerische Orangerie-Kultur. Die vielfach in fremden Kriegsdiensten stehenden Schweizer Edelleute brachten Ideen, Eindrücke und wohl nicht selten auch gleich ganze Pflanzen aus ihren Soldgebieten mit. Eine Eigenheit der Schweizer Orangerienlandschaft ist ihre Kleinteiligkeit. So können bereits innerhalb von Kantonsgebieten erhebliche Unterschiede in der architektonischen Ausgestaltung der Orangerien beobachtet werden. Das meist beschränkte Platzangebot erforderte unkonventionelle Lösungen. Dieser Umstand brachte in der Schweiz auch Orangerien hervor, die mit keinem anderen Bau in Europa vergleichbar sind und auch keine Entsprechung in der Schweiz haben. Gebiete mit einer besonderen Häufung von Orangerien und Gewächshäusern sind das Mittelland mit Bern, Solothurn und Basel, der Kanton Zürich sowie die Genferseeregion.

*Pfaffnau, Kloster St. Urban, Orangerie, Ansicht von Nordwesten.*

Das seit Herbst 2009 am Institut für Kunstgeschichte der Universität Bern angesiedelte und vom Schweizerischen Nationalfonds geförderte Projekt «Orangerien und Gewächshäuser in der Schweiz» untersucht diese einmalige und bis jetzt unbearbeitete Orangerienlandschaft. Bis heute konnten über 100 Objekte lokalisiert und in einer Datenbank erfasst werden. Die folgenden drei kurz beschriebenen Objekte aus zwei Jahrhunderten geben einen kleinen Einblick in die reiche Geschichte der Schweizer Orangerien.

**Die Orangerie des Klosters Sankt Urban bei Pfaffnau (LU, 1777–1780)**

Das 1194 gegründete Kloster Sankt Urban bei Pfaffnau im Kanton Luzern gehörte zu den einflussreichsten Zisterzienserklöstern der Schweiz. Die Orangerie setzt den Schlusspunkt des 1711 begonnenen Neubaus der Klosteranlage. Für den Bau der Orangerie schloss Abt Benedikt Pfyffer von Altishofen (1731–1781) am 12. März 1777 mit den Baumeistern Jakob (1724–1802) und Niklaus Purtschert (1750–1815) einen Bau-

*Pfaffnau, Kloster St. Urban, Orangerie, Innenansicht.*

vertrag ab. 1780 war das Gebäude fertig gestellt.

Die Orangerie steht nicht als Solitär innerhalb der Klosteranlage, sondern ist Teil der ausgedehnten Südtoranlage. Der 66 Meter lange Bau gliedert sich in mehrere Teile. Der Mittelpavillon springt nördlich und südlich segmentförmig hervor (Bild S. 9). Dieser dreiachsige Mittelteil wird gegliedert durch toskanische Pilaster aus grauem Sandstein und einem mächtigen konvexen Dreieckgiebel. In jeder Achse befindet sich ein verglastes Portal mit Sandsteingewände und geradem Abschluss mit Schlussstein. Die quadratischen Hausteinrahmen in den Mauerfeldern über den Portalen nehmen Stuckreliefs auf.

Der acht mal zwölf Meter messende ovale Raum im Innern ist der Hauptraum zur Überwinterung der Pflanzen. Die verputzte Wandfläche ist durch Stuckpilaster gegliedert und wird durch ein Muldengewölbe nach oben abgeschlossen. Zusammen mit den heute zugemauerten Portalen auf der Rückseite ergab sich ein Licht durchfluteter Raum von etwas mehr als 75 Quadratmetern Grösse (Bild links). Auf der Pflanzenliste, welche im Rahmen der Auflösung des Klosters 1853 angefertigt wurde, sind neben verschiedenen Kleingewächsen auch 18 Orangen- und 27 Zitronenbäume aufgelistet.

Gegenüber der Orangerie gab es ein grosses und ein kleines Gewächshaus, wo unter Anderem Ananaspflanzen gezüchtet wurden. Im Rahmen der Umgestaltung vom Klostergarten zum Garten der psychiatrischen Anstalt gingen diese Gewächshäuser leider verloren.

Die Orangerie beim Kloster Sankt Urban ist eine der grössten Orangerien aus dem 18. Jahrhundert in der Schweiz. Im klösterlichen Bereich ist sie sogar die einzige noch vorhandene. Das Gebäude wurde in den 1990er-Jahren einer sorgfältigen Aussensanierung unterzogen und dient heute als temporärer Ausstellungsraum.

**«Orangerie»**

Als Orangerie wurde in der ersten Zeit die eigentliche Pflanzensammlung von Zitrusgewächsen bezeichnet. Erst später wandelte sich der Begriff und bezeichnete das Gebäude, in welchem die Pflanzen untergebracht werden. Den Ort im Garten, an dem die Kübel mit Zitrusgewächsen aufgestellt werden, bezeichnet man als Orangerieparterre.

Mit einer architektonischen Definition der Begriffe Orangerie und Gewächshaus tut man sich immer noch schwer. Mit den Jahrhunderten werden diese beiden Begriffe stark ineinander verwoben und zum Teil Bauwerke als Orangerie bezeichnet, welche gar keine sind.

Sehr vereinfacht kann man sagen, dass eine Orangerie ein massiv gebautes Gebäude mit meistens einer stark durchfensterten und möglichst nach Süden gerichteten Fassade ist. Die Orangerie gilt als sogenanntes Kalthaus und wird im Winter lediglich frostfrei gehalten. Das Gewächshaus besitzt eine massive Sockelzone und darüber einen vollständig in Glas-Holz- oder Glas-Eisen-Konstruktion errichteten Aufbau. Es wird meist als Warmhaus betrieben, in dem Sommer und Winter Temperaturen um 20° C herrschen.

**Die Orangerie zum Landsitz Mon-Repos in Lausanne (VD, 1822–1825)**

Das Gut Mon-Repos im Osten der Stadt Lausanne besteht seit Mitte des 18. Jahrhunderts. 1817 übernahm Vincent Perdonnet (1768–1850) das Anwesen. Zu dieser Zeit gruppierten sich um das von 1803–1804 letztmals neu gestaltete Haupthaus zu grossen Teilen landwirtschaftlich geprägte Ländereien. Der ursprünglich aus Vevey stammende und mit besten Kontakten nach Paris ausgestattete Handelsmann und Financier Perdonnet gestaltete diese neun Hektaren komplett um. Den Plan zur Umgestaltung liess er 1818 vom Pariser Architekten Louis Damesme (1757–1822) anfertigen. Umgesetzt wurde die Planung durch den Gärtner und Landschaftsarchitekten Monsailler den Älteren, der ebenfalls aus Paris stammte. Perdonnet liess Monsailler völlig freie Hand und dieser gestaltete von 1819 bis 1826 den noch heute in grossen Teilen bestehenden pittoresken Landschaftsgarten. Neben den landschaftlichen Umgestaltungen entstanden auch neue Gebäude innerhalb des Gartens. Dazu gehören unter Anderen der halbrund gestaltete Bauernhof, die Nachahmung eines mittelalterlichen Turms und eine Orangerie. Neuste Zugabe in den Park ist das von 1922–27 erbaute und 1996 sowie 2000 erweiterte Gebäude des Schweizerischen Bundesgerichts.

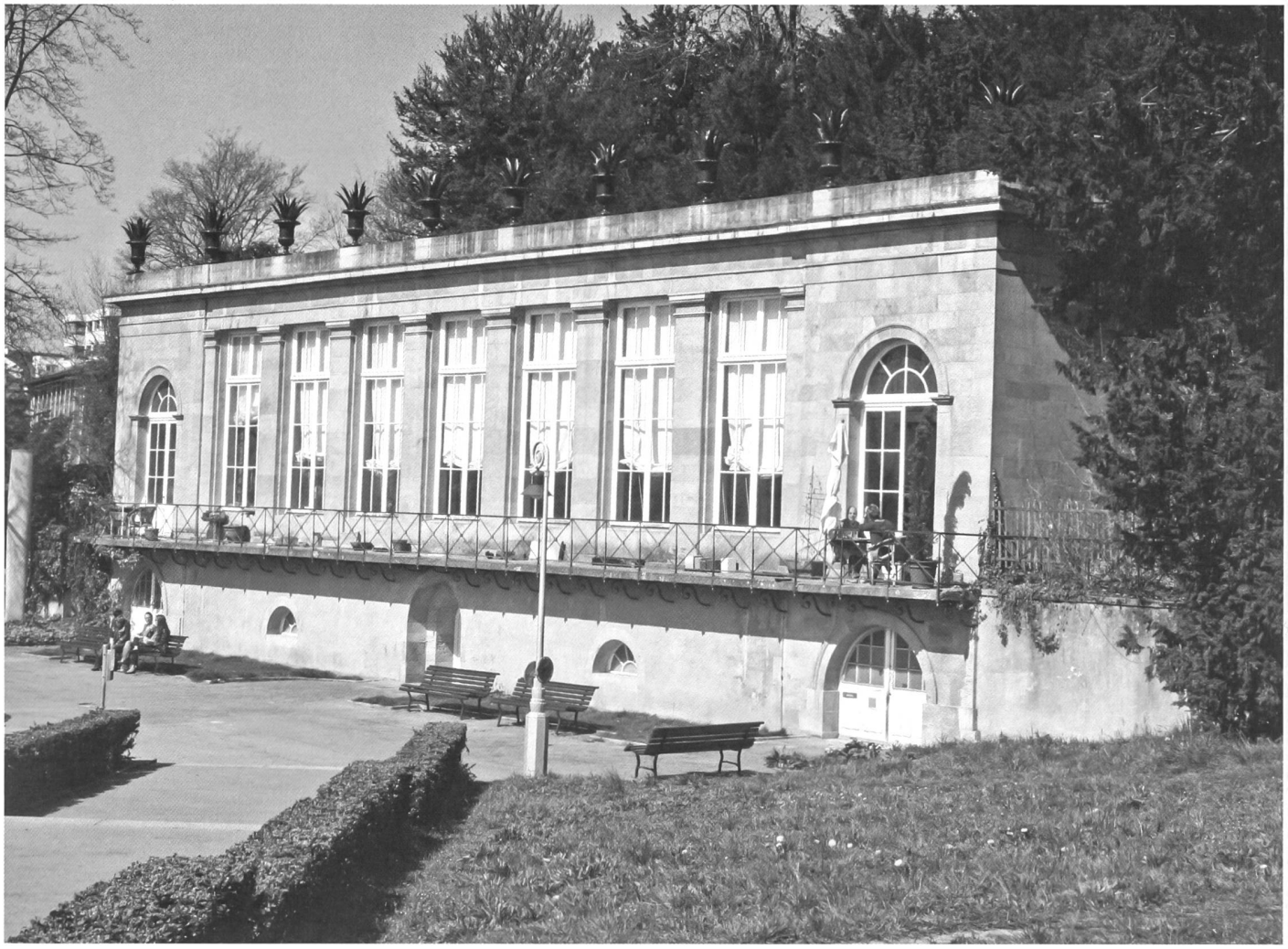
Die Orangerie entstand nach Plänen des Architekten Achille

Leclère (1785–1853) aus Paris. Der Bau steht nordwestlich des Haupthauses und wird heute von der Strasse zum Bundesgericht von diesem getrennt. Der langgezogene viereckige Bau steht erhöht auf einem Kellergeschoss (Bild unten). Optimal auf die Sonne ausgerichtet, finden sich in südöstlicher Richtung neun Fensterachsen. Zwei Rundbogenöffnungen auf der Seite sowie sieben hohe quadratische filigrane Sprossenfenster durchfluten das Innere mit viel Licht. Stuckpilaster in den Zwischenräumen sowie nachgebildete klassizistische Vasen auf dem Dachgesims schmücken den ansonsten zurückhaltenden Bau.

Über den mittig angeordneten Zugang im Kellergeschoss gelangt man über eine Treppenanlage mit Brunnen in den Hauptraum der Orangerie. Der rechteckige Raum ist gut vier Meter hoch und erstreckt sich über die ganze Länge des Baus. Über eine Rampe und ein grösseres Tor an der westlichen Schmalseite wird der Hauptraum direkt erschlossen.

Seit mehreren Jahrzehnten dient das Gebäude dem Bildhauer Yves Dana als Atelier. Die Umnutzung als Atelier ist indes nicht ungewöhnlich. Die Orangerie bietet optimale Licht- und Raumbedingungen und meist auch einen Zugang, der es erlaubt, an grösseren Werkstücken zu arbeiten. So werden zum Beispiel die Orangerien des Löwenhofs in Rheineck (SG, vgl. NIKE-Bulletin 3/2011, S. 31) oder diejenige des Schlosses Teufen (ZH) ebenfalls als Bildhaueratelier genutzt.

*Lausanne, Mon-Repos, Orangerie, Ansicht von Osten.*



**Die Orangerie mit Gewächshaus der Villa Bühler-Egg in Winterthur (ZH, 1873)**

Das Gebiet Innere Lind nordöstlich der Altstadt von Winterthur wurde erst ab den 1860er-Jahren überbaut. An dieser hervorragenden Lage entstanden vor allem sogenannte Fabrikanten-Villen, von denen die Villa Bühler-Egg das grosszügigste Objekt ist. Der Textilfabrikant Eduard Bühler-Egg (1833–1909) liess seinen neuen Familiensitz mit dem ausdrücklichen Wunsch nach viel Umschwung und höchster Repräsentation durch den Architekten Frédéric de Rutté (1829–1903) planen. Die Villa wurde inmitten einer weitläufigen Gartenanlage von 1867–1869 gebaut. Der Gartenarchitekt Conrad Löwe (1819–1870) entwarf 1870 einen mustergültigen englischen Landschaftsgarten dazu. Südöstlich der Villa entstand 1868 ein zweistöckiges Ökonomiegebäude und 1873 eine Orangerie mit Gewächshaus. Beide Gebäude wurden durch de Ruttés Bauführer Ernst Jung (1841–1912) geplant.

Das Gebäude für die Pflanzen besteht aus zwei Teilen. Im Osten erhebt sich ein pavillonartiger neubarocker Backsteinbau mit Sandsteinsockel und Mansardwalmdach. Das kunstvolle Sichtbacksteinmauerwerk wird im Süden von drei Fenstern durchbrochen. Im Norden befindet sich ein Eingang mit hohem Tor. An diesen Pavillon westlich angebaut ist ein gerundetes und gewölbtes Gewächshaus. Wohl Anfang des 20. Jahrhunderts hat man das Gewächshaus erneuert und es bekam ein neues Satteldach aus Glas. Im Zuge der Renovation des Gebäudes Anfang der 1980er-Jahre wurde der ursprünglich gewölbte Formzustand rekonstruiert. Der gemauerte Teil diente als Orangerie zur Überwinterung der Kübelpflanzen. Im Gewächshausteil zog der Gärtner Zierpflanzen, welche später im Park gesetzt werden konnten.

Die Villa dient heute als Bürogebäude für das Stadthalteramt und beherbergt das Münzkabinett der Stadt Winterthur. Die Orangerie mit Gewächshaus ist im Gegensatz zum Park nicht öffentlich zugänglich. Das Gebäude wird heute teilweise in seiner ursprünglichen Nutzung weiter verwendet.

*Simon Berger*

*Winterthur, Villa Bühler-Egg, Orangerie mit Gewächshaus, Ansicht von Südwesten.*

**Literatur:**


- Passepartout – Ausstellungsjournal des Schlösserlandes Sachsen. Ausgabe 2/2010: Das Gold des Herkules – Der Dresdner Zwinger als Orangerie. Dresden, 2010.
- Dorothee Ahrendt et al. Der Süden im Norden – Orangerien, ein fürstliches Vergnügen (2. Auflage). Regensburg, 2004.
- Pater Alberich, Martin Altermatt et al. Sankt Urban 1194–1994 – Ein ehemaliges Zisterzienserkloster. Bern, 1994.
- Paul Bissegger. Lausanne, Mon-Repos. Guides des Monuments Suisse. Bern, 1981.
- Inventar der überkommunalen Schutzobjekte. Winterthur, Lindenstrasse 8, Villa Bühler. Typoskript der Kantonalen Denkmalpflege. Zürich, 2004.